

Neubegegnung — Erstbegegnung

(Belletristik in Franken)

Vielleicht war und ist es ein gutes Omen, daß durch Neuauswahl und Neuherausgaben wichtige Namen der 'alten' fränkischen Literatur erneut zur Begegnung anregen, zusammen mit Neuerscheinungen: Da hat Hans Dieter Schmidt, Germanist und Poet (was nicht immer ein Fach- und Sachkrampf sein muß, wie böse Zungen behaupten!) in der Reihe 'Fränkische Autoren' Lyrik von Max Dauthendey ausgewählt unter dem Titel **„Die Amseln haben Sonne getrunken“**. Hier ist der Reichtum eines Formkünstlers eingefangen, hier finden wir jene in Sprache gebrachte Sättigung von Naturerleben und Sinn für das Exotische, das in Franken so oft bei den Lyrikern sich vereint. Hier lesen wir die großen Klammern ab, die das relativ kurze Leben dieses Dichters (1867-1918) und seine Reisen, seinen Tod auf Java beherrschten: Die tiefe Liebe zur Mainlandschaft, zur Heimatstadt Würzburg und das Fernweh, das ihn sprachlich mit immer neuen Farben und Bildwendungen sensibel, üppig zeichnend, beschenkte. Der große Weltatem und das Sichversenken in das Herkommen ergaben in dieser hier gezielt auf solche Akzente ausgewählten Lyrik noch bis in die Liebesgedichte eine Mischung, die trotz der traditionellen Sprache — oder eben in ihrer Echtheit darum — dem Leser eine Neubegegnung schenkt. Die ausgewählten Gedichte von Ludwig Friedrich Barthel **'Denn wer die Freude nicht liebt'** betreute zum Gedenken an den 80. Geburtstag (1898-1962) die Tochter des Dichters, Sibylle Wallner-Barthel. Aus dem Werk von 1937-1961 und den diversen Gedichtbänden entstand hier eine erstmalig geschlossen wirkende Sammlung, die mit den formschönen, odisch musikalischen, im Reim auch unverstaubten Gedichten Motti für die ganze Haltung Barthels wiedergibt, etwa wenn es heißt: *Wir bleiben die Schauenden und sehen uns hinüber*, wenn die Heimat das *Land der Trauben und Madonnen* genannt wird und der Sänger um das *wunde Geheimnis der Flöte* weiß. Todwissen und Lebensdankbarkeit gehen einen Bund ein. Wie ein schriller, worttreffender, leidenschaftlich denkerischer Kontrapunkt wirkt die Neuausgabe der 1928 und 1929 erschienenen zwei Romane von Hermann Kesten **'Josef sucht die Freiheit'** und **'Ein ausschweifender Mensch'**. Gerade heute und im Vergleich zu satirischen Zeitromanen behielten diese fantastisch-realistischen Romane um Josef Bar, der inmitten einer verruhten Kleineleutewelt dem Ideal der Freiheit um jeden Preis, jede Tat und jede Schuld nachjagt von Jugend an und durch Familienkatastrophen und den Ersten Weltkrieg, ihre stilistisch-inhaltliche Kraft und Bedeutung. Der artistische Moralist Kesten spricht bittere und heute noch mehr als gestern geltende Wahrheit durch seinen erfahrungsgeschulerten Helden aus: Die These, daß Bildung und Kunst unnütz sind, rührt her von der Nutzlosigkeit der meisten Menschen! Josef Bars Leben in großen Städten, seine Flucht vor dem Kriegsdienst, nehmen schließlich immer hektisch einsamere Züge an, werden Anklage gegen die falsche Liebes- und Heldenpose, auch gegen die Glaubenspose einer hier einseitig als Profit- und Verräterknäuel gesehenen Menschheit. Das **'Militante'** in der fränkischen Literatur, hier zeigt es sich, als seien diese Bücher nicht zwei Generationen alt!

Junge wesensverwandte Autoren geben neue Bücher heraus: Godehard Schramm, der trotz so mancher in seiner jungen Entwicklung feststellbaren Unsicherheiten, propagandistischen „Verkündigungen“ einer dann wieder revidierten 'Welt'-Anschauung sympathisch begabt und ehrlich in seinen Zickzackläufen wirkt, weil er sie unverzagt demonstriert, hat '16 Stücke für Landschaften und Personen' veröffentlicht mit dem Titel **'Nachts durch die Biskaya'**. Die vielfältigen Reiseerfahrungen, in denen ein junges, sehr kundiges und nicht touristisch geprägtes Italien- und Portugalbild lebt, stehen immer wieder in innerer und inhaltlich aufgezeigter Diskussion mit Franken, mit seiner Geschichte, mit Nürnberg, mit der Mainlandschaft, mit der Stadt- und Gartenwelt des Umgrenzten, dahinaus es den Autor immer wieder treibt. Seine Sprache ist anspruchsvoll, weitatmig und bildreich, seine Sätze haben gewichtige Breite, ein nachdenkliches Gefälle, sie sind sozusagen lyrische Prosa im Hinblick auf Schramms langatmig erzählende jüngste Lyrik. Dabei verwischen sich erlebte Realität und folgernde Fantasie und geben diesen Reisebildern zeitkritische Ironie und Spekulation: Ein Paradestück solcher Technik ist **'Ratzeburger Achter'**. Ein Paradestück für die 'Bildungsprosa' Schramms, deren fränkische Reminiszenzen sich auf hohem Niveau mit Weiträumigkeiten des Draußen verquicken, ist die Titelprosa, eine Analyse Jean Pauls auf weiter

Reise eines Filmemachers. Bei Schramm sind persönliche Lage und Erleben, das 'Urteil' wird, nicht zu trennen. So ergeben sich Schaffensphasen, die nur den nicht irritieren, der diese Stufengänge Schramms mitgeht, zuendeht. Kestens Josef träumt von 'seinem Land' neuer Ordnungen und Gerechtigkeiten und Freiheiten: Ludwig Fels sammelte neue Kurzprosa-Texte mit dem Titel 'Mein Land' und offenbart auf seine Weise Traum und Resignation, Halt in Sprache und Hoffnung auf Kommunikation trotz allen erfahrenen Gegenteils. *Wir sind allein in uns* — heißt es da. Die bedrückende Nachtseite der siebziger Jahre wird in diesem neuen Bande aufgeschlagen: Entlarvungen, Milieuskizzen, Worthiebe finden statt, ein Widerstand gegen jede Gewalt jeder Partei, ein negatives Humanum machen sich Luft. Diese Sprache knallt wie ein Stiefelabsatz auf den illusionären Tanzboden der Träume: Der Mensch ist ausgeliefert, und wo er rebelliert, braucht er allen Atem, um nicht dabei umzukommen. Fels als Anwalt der Schwachen, der 'Erniedrigten und Beleidigten' sieht „rot“-begeistert einseitig! Aber auch gegen diese seine Haltung bleibt er wach und ruft den eigenen Egoismus der Hoffnungen. Seine Revolution heißt, so möchte man als Leser folgern, Suche nach dem verlorenen Paradies liebevoller Gleichmacht der Menschen. Die Bundesrepublik ist hier nur ein bitterer Weltspiegel des Versagens. ... Seit Adams Söhnen bleibt den Vollblutpoeten, zu denen Fels nach seiner Begabung zählt, der Zwiespalt von Erkennen und Erleben des Menschen möglichen an Liebe, Macht und Ohnmacht. Fels scheint ein literarischer Redivivus von Kestens Josef, nur noch einsamer, in die Zeit geworfener.

Zu den jüngsten und begabtesten Autoren der Region gehört mit seiner Prosa Gerhard Wagner. Seine Großerzählung 'Die Tage werden länger' umreißt, mit fränkischem Idiom bei markanter Schriftsprache und nachdenklich zupackenden Sätzen, ein zeitgemäßes Sohn-Vater-Problem. Rolf geht den Spuren des verstorbenen Vaters nach, eines Westpreußen voller Ordnungssinn und Prinzipien nach dem Motto 'Wissen ist Macht'. Diese Generation der Söhne haßt ihre Väter nicht, sondern beobachtet sie in aufmerksamer Distanz und voller Fragen. Was dieser tüchtige Vater tabuisierte, ist die Kehrseite der Zeitgeschichte. Im Nachhinein wehrt sich der Sohn, der dem Vater lange imponieren wollte und sich dann doch in Einsamkeiten verspannt, gegen die ignorierende Biederkeit der Generationen vor den Radikalismen gestern und heute. Dies Klarsehen von menschlicher Schwäche bewahrt Rudolf auch, als er Freundschaften und Buchhändlerberuf revidiert, vor ideologischem Optimismus der roten statt der ehemals braunen Partei. Das Schreiben als Rechenschaftsbeginn und Beginn einer Loslösung zu sich selbst wird Rolfs Ziel. Die Sehnsucht nach einer veränderbaren Welt bleibt, aber auch die Wachheit gegen eine blindmachende Euphorie. So kann man von einer Verselbständigung des Sohnes ohne Pathos und Traumsprünge sprechen. An die verhaltene Milieu-Poesie und gefühlsstarke, aber ganz in Maß der Sprache gebannte Kritik an eben diesem Milieu, wie beides Ernst Penzoldt demonstrierte, erinnert die sehr gelungene Erzählung von Hans Dieter Schmidt „Ein Bildnis der Luise E.“. Eine Bürgerstochter, aufgewachsen in Fügsamkeiten, mit kleinen Schritten versuchend, sich selber zu finden über eine scheiternde Ehe, über geschäftliche Pleiten hinaus, eine graue, kluge Randgestalt, vom Leben nur 'benutzt' und doch nicht zerbrochen, fragt sich Luise, ob wir nicht alle nur Träume sind, zerfällt ihr — ein Hofmannsthalerlebnis — ihr Leben und alles Erlebte in Fetzen, in Teile, die sie verwirren und wirr werden lassen. Der Erzähler deutet ihr Bild, das ihm in die Hände kam: *Keiner weiß, was sie sieht!* Dieses knappe frauliche Zeitbild hat großes Gewicht, nicht nur im bisherigen Werk seines Schöpfers. Es besitzt etwas vom Zauber jener Dichtung in Franken, wo sie, in Bescheidung auf Ausschnitte, im Kleinen Tiefe, ja Unheimlichkeit annimmt.

Lyrik in Franken — es gibt in den charakteristischen Bahnen immer wieder Neues, wenn auch nicht Sensationelles. Gängiges im Sog der bekannten Manier, der Umwelt aufs Maul zu schauen und Gerede und Gedanken kurz und klein, ab und zu in einem ausgebreiteten Gedicht, dessen Dimension à la Staudacher oder Reichert man nicht erzwingen kann, anzubieten, zeitigt der Mundartband von Gerd Bräutigam 'Es griecht a jeds sei Huckn voull'. Im Volkacher Heimatklang nimmt Bräutigam aus den Idyll-Perspektiven diese unsere Zeit des Prahlers, der falschen „lachen“ Aktivitäten aufs Korn. Alfred Rottler hat mit seinem neuen Band 'Windstille Sonntage' (mit hier wirklich zugehöriger Graphik von Gerda Huber, deren Schwung und Feinheit ergänzende Eigenlebendigkeit in dem Buche bewahren) gute Lebensbetrachtungen in Kurzform gesammelt. Die Umwelt wird Rottler zu dem ironisch analysierten Übungsfeld für den eigenen Abstand von allen ihren Auswüchsen und Widersprüchen. Ein auch französisch gebrachtes Gedicht wie 'Grenzkontrolle' wirkt gerade in seinen einfachen Fragen und Feststellungen zur Person, die sich die Freiheit des Da-Seins erlaubt, hinweisend bekennend. Man möchte dieses Buch eine fruchtbar und bescheiden zwischen Gedicht und Aphorismus angesiedelte Sammlung von 'Lyrik-Notizen' nennen.